

Inga Rienau

GORANS AUGEN

Roman

© Inga Rienau, Lotharstr. 144, 53115 Bonn

Tel.: ++49(0)228 23 62 08 E-Mail: ncrienauin@netcologne.de

1

Ich komme als Fremde ins eigene Land.

Meine abgewetzte Reisetasche schlingert wie immer spät auf dem Rollband heran, tarnfarben, der blaue Kirmesplüschbär baumelt traurig vom Ledergriff. Um mich herum sind schon die Drängler mit ihrem schwarzen Gepäck davongeeilt, als würden sie etwas verpassen. Vielleicht werden sie ja erwartet.

Wenn es noch London wäre oder Paris. Aber ausgerechnet Berlin.

Ein paar Mal bin ich hier gewesen, als Kind, im Haus von Großvater Albert. Ich habe noch den miefigen Geruch der hohen dunklen Räume in der Nase und höre das Geschrei der spielenden Nachbarkinder auf dem Bürgersteig. Im Haus selbst war es immer ruhig, so ruhig, dass sogar die tickende Standuhr dröhnte und mich das stündliche Ding-Dong regelmäßig erschreckte; schon wenn das erste leise Schnarren die Schläge ankündigte, hielt ich mir die Ohren zu. Grabesruhe.

Auch hier im Terminal ist viel zu wenig los für eine Hauptstadt, vereinzelte Lautsprecheraufrufe durchschneiden unpassend die polierte Luft, gedämpftes Gemurmel hier und dort. Eher ein Hotelfoyer.

Vor mir, an Werbetafeln, blank gewienerten Ausstellungsautos und uniformiertem Bodenpersonal vorbei, schiebt ein kleiner, grauhaariger Mann sein Gepäck durch die Drehtür. Er erinnert mich ein wenig an Großvater Albert. Wenn der spätabends von seinem ausgedehnten *Spaziergang* zurückkehrte, sich in sein Zimmer zurückzog und lange und laut irgend welche seltsamen Verse deklamierte, die ich nicht verstand, kam endlich Leben ins Haus. Meine Mutter Bettina drehte dann den Fernseher auf,

und ich und Chiara schlichen uns an die Tür und lugten um die Ecke, um vom Spätkrimi etwas zu erhaschen.

Ich denke mit Horror an die langen, zwangsverordneten Wanderungen durch die Stadt, von denen mir kaum etwas außer schmerzenden Füßen im Gedächtnis geblieben ist. Immer wieder war von der *Mauer* die Rede, wie von einem steinernen Monster, einem Menschen fressenden Ungetüm, aber als ich diesen Mythos irgendwann mit eigenen Augen sah, war ich enttäuscht: da war einfach nur ein langes Stück Beton. Auf dem Aussichtsturm, die Wachsoldaten in ihren grauen Uniformen paradierten hinten vorbei, die Gewehre martialisch geschultert, schnob Mutter verächtlich durch die Nase:

„Scheißstadt, Scheißbullen, Scheißland.“

Das bezog sich gleichermaßen auf Ost und West. Sie ist 1971 direkt nach dem Abi aus Berlin weggegangen und immer nur für kurze Zeit zurückgekommen. Ich kann sie da gut verstehen, was ansonsten eher selten der Fall ist. Chiara dagegen hatte schon damals ihren eigenen Kopf, und sie liebte ihren Opa und die Stadt und die Standuhr und ist dann konsequenterweise direkt nach dem Abi von Bonn nach Berlin gegangen, in gegenläufiger Bewegung.

Drei Jahre ist es her, seit ich sie zuletzt gesehen habe.

Familie.

Bettina hatte immer ihre eigene Familie, die mit Chiara und mir nicht viel zu tun hatte. im Februar 2001 waren sie alle versammelt, ihre Brüder und Schwestern, zu ihrem 49. Geburtstag. Ihre Wohnung in der Bonner Südstadt platzte aus allen Nähten vor mir unbekanntem angetrunkenen Menschen mit bunten Stirnbändern und Fransenwesten und orange-grün gemusterten Nylonhemden: Dieses aufgesetzte Hippie-Getue mit Wegge-

fährten aus alten Zeiten fand ich schrecklich. Chiara und Großvater amüsierten sich dagegen prächtig und kiffen mit, was das Zeug hielt. Ihren runden Jahrestag im Februar 2002 hat Mutter dann ignoriert. Vor ein paar Wochen ist sie vorübergehend nach Berlin gegangen, den Weg zurück in ihr Elternhaus, keine Ahnung, warum, vielleicht ist es eine ihrer nostalgischen Anwendungen. Im Grunde ist es mir auch egal.

Es ist eine weitere Niederlage.

In dieser Stadt, spätabends in der Kälte, zu meiner Mutter, meiner Schwester, meinem Großvater. Jetzt warten sie alle zusammen in dem Haus, diesem weiß verputzten Mausoleum, neugierige Aasgeier, die ihre langen Hälse recken, heute früh habe ich kurz angerufen, wahrscheinlich malen sie sich Schreckliches aus, sie wissen nicht wann ich komme und erst recht nicht warum, und sie werden sich auf mich stürzen und mit den Schnäbeln auf mir rumhacken und mit den Flügeln schlagen und mich aus runden Augen verstohlen mustern ...

Gibt es einen Flug zurück? Egal, ich könnte ihn nicht bezahlen. Alles, was ich noch habe, ist wenig mehr als das Taxigeld und die Hoffnung, bald wieder wegzugehen. Sie sind mir etwas schuldig.

Natürlich. Es regnet, schmuddeliger Stadttregen, der sich nicht entscheiden kann, ob sein Aggregatzustand flüssig bleibt oder in Eis übergehen wird. Windböen treiben die Schnüre schräg vor Autoscheinwerfer und hohe Neonleuchtkörper vor dem Terminal. Ich stehe ratlos mit der schweren Tasche. Irgend welche Busse kommen, was weiß ich, mit welcher Zielrichtung. Fahrkartenautomaten. Reisende reihen sich ordentlich in die Warteschlange, haben ihr Ticket zielstrebig gelöst. Ein Bus

nach dem anderen fährt ab, PKW rollen im Sekundentakt von den Parkdecks. Leere Gepäckwagen tropfen vor sich hin. Die Haltstellen leeren sich, die Autos sind bald weg. Meine Haare kleben unterhalb der Mütze nass am Hals, die Hände sind eiskalt, als hätten wir Januar und nicht Mitte März. Eiswüste. Ich hasse diese Stadt.

Ein kurzes Hupen erschreckt mich. Schräg vor mir hat ein Taxi gehalten, mit laufendem Motor, die Beifahrertür steht ein Stück offen. Im Gegenlicht der Laterne erkenne ich nicht den Fahrer, der sich von seiner Seite aus ein Stück vorbeugt und mir etwas zuruft, das ich nicht verstehen kann, weil in diesem Augenblick ein Flugzeug laut aufheulend startet. Andererseits wollen alle Taxifahrer der Welt das Gleiche wissen, und so gebe ich mir einen Ruck, bevor ich vollends zum Eiszapfen erstarre, öffne die hintere Tür, hieve die Tasche hinein, knalle die Tür zu und setze mich nach vorne neben den Fahrer.

Es passiert nichts. Ich schweige, und er auch.

Es gibt viele Arten von Schweigen, trauriges, trotziges, vorwurfsvolles, lautes. Dies hier ist einfach nur die Abwesenheit von Reden. Das ist einerseits irritierend, stört mich aber nicht wirklich, denn es ist warm im Taxi, richtig schön überheizt, und ich könnte hier ewig sitzen und dem allmählichen Kribbeln unter der Haut nachspüren, wie sich die erstarrten Blutgefäße weiten und neues Leben durch die Adern strömt.

Der Fahrer zündet sich eine Zigarette an, ohne zu fragen, was ihn mir schon sympathisch macht. Er hält mir die Packung hin, und ich bediene mich. Nach ein paar Zügen rutsche ich tiefer in die Polster und sage:

„Charlottenburg.“

„Das ist ja immerhin eine Entscheidung“, antwortet er und fährt los.

An der nächsten Kreuzung legt er eine CD ein. Ich fahre erschrocken zusammen, als irgend eine Operndiva anhebt, durchdringend ihre Arie zu schmettern. Der Fahrer dagegen pfeift mit, als habe er das Lied schon tausendmal gehört, und er wiegt sich zum Takt, als ob er einen Rocksong höre und nicht so ein verstaubtes Ross-, Bell- oder Puccinigidöns. Die Musik scheint eine Art Stimulans für ihn darzustellen, denn jetzt beschleunigt er deutlich auf den breiten langen Straßen, er wechselt rhythmisch die Spuren, legt sich mit quietschenden Reifen in die Kurven und ignoriert den Regen und die dunkel orange-farbenen Ampeln, und ich halte mich dezent mit den Händen am Sitz fest. Fast könnte man meinen, ich sei in einer Art Zeitreise im chaotischen Straßenverkehr irgendwo in der Fremde gelandet, die für mich weniger fremd war als dieser Ort zu dieser Zeit. Ich beschließe, diese Provokation zu ignorieren, mustere den Fahrer aber von der Seite, nun doch ein wenig neugierig geworden.

Was mir gefällt: die Haare, so ein wenig verstrubbelt, als sei er hektisch aus dem Bett gesprungen, weil er einen Termin verpennt hat. Farbe undefinierbar, ein deutsches aschiges Blond-Braun. Kräftige Unterarme und angenehme Hände. Ein leicht spöttischer Zug um die Mundwinkel. Ein kleines keckes Bärtchen. Etwa mein Alter, vielleicht etwas jünger. Viel mehr kann ich nicht erkennen, schließlich will ich ihn nicht anstarren, als sei er der erste Taximann meines Lebens.

Er haut plötzlich auf die Bremse, dass es mich nach vorne reißt, und stoppt vor einer winzigen Kneipe.

„Geil! Hier ein Parkplatz, das ist wie ein Sechser im Lotto!“ jubelt er reichlich übertrieben. Der Sechser im Lotto wäre mir schon lieber, insbesondere in meiner Situation. Außerdem will, nein, muss ich nach Charlottenburg, das scheint er schon vergessen zu haben. Er zieht den Zündschlüssel ab und öffnet die Fahrertür:

„Ich geh mal kurz nen Kaffee trinken, und die Fluppen sind alle. Kommste mit?“

Wenn ich nicht schon stumm gewesen wäre, hätte es mir jetzt die Sprache verschlagen. Ich deute auf den Gebührenzähler.

Er lacht: „Wenn es nur das ist? Na komm, du kannst jetzt auch was gebrauchen, für dich gilt ja eine andere Zeitrechnung!“

Er deutet auf die Reisetasche mit dem Streifband der Fluggesellschaft. Er hat recht: ich komme von weit her und bin kängumüde. Also schön.

Der heiß dampfende Espresso tut gut. Wir sitzen am einzigen freien Tisch, und mein Fahrer kennt Gott und die Welt. Ein Taxifahrer-Treff. Er mustert mich ungeniert. Da gibt es nicht viel Erfreuliches, denke ich, so müde und nass und frustriert wie ich bin. Ich ziehe die Mütze ein Stück tiefer über die Ohren.

„Und?“ grinst er. Auch die Augen sind undefinierbar wie die Haare, insbesondere in diesem verqualmten Zwielight. Grün oder braun oder so.

Ich weiß nicht, was sagen, habe mich selbst in diese Rolle der Schweigsamen manövriert. Also rühre ich weiter im Espresso, obwohl sich der Zucker längst aufgelöst hat.

Er seufzt: „Ben.“

„Ben?“

„Ja, Ben, von Benedikt. ich habe einen Namen, du Stummfilmschönheit!“

Ich muss wider Willen lachen. Männern, die mich zum Lachen bringen, kann ich schwer widerstehen, und das wiederum macht mich wütend.

„Lena Rabe. Duzt du jeden?“

„Rabe!“

Er geht nicht auf meinen etwas klein karierten Vorwurf ein, und setzt sich begeistert auf. Die Augen leuchten:

„Ich habe zwei Papageien“, erzählt er drauflos, „Tom und Jerry. Meine besten Kumpel!“

Augen.

Es gibt zwei Augen, die mich verfolgen, seit bald drei Jahren. Schon ist das Bild wieder da, obwohl sie ganz anders waren, dunkel, brennend, fast schwarz ...

Ja, Lena. Du vergisst mich nicht, und schon gar nicht wirst du mich wegen dieses albernen Taxifahrers vergessen. Dafür Sorge ich. Sieh ihn dir doch an: Dieser schräge Vogel, der sich schon für deinen Nachnamen begeistern kann. Diese abgewetzte braune Lederjacke. Versiffte Sportschuhe. Einer, der auf ewig jung macht, wie deine Mutter. Schau dich um in diesem Mief mit den quietschbunten Stühlen und kaputten Tischen: Das ist sein zweites Zuhause. Ein Loser, der sich immer mit Jobs durchs Leben schlagen wird!

„Lena?“

Ben kippt den Rest seines Kaffees und steht auf: „Dann bezahle ich mal.“

Er übernimmt meinen Espresso, und ich denke, dafür bekommt er reichlich Trinkgeld. Ich hasse mich für meine abweisende Art.

Wieder im Taxi, fahren wir ohne Musik. Ich ahne, dass dies ein schlechtes Zeichen ist, und wir sitzen verkrampft nebeneinander wie ein altes Paar, das sich nichts zu sagen hat. Lautes Schweigen, jetzt. Ich versuche, die Stimmung aufzulockern: „Was macht Rossini?“

„Quatsch“, brummelt er. „Ignorantin.“

„Wieso?“

„Verdi. Aida. Die schönsten Arien!“ Jetzt strahlt er schon wieder: „Da können noch Tom und Jerry lernen ...“

Ich bin erleichtert, als sei ich für seine gute Laune verantwortlich. Er trägt ein schwarzes Lederarmband an seinem Handgelenk. Es ist zusammengeknotet und an den Enden etwas ausgefranst.

„Brühl“, sagt er.

„Was?“

„Ich komme aus Brühl. Rheinland, bei Köln. Aus Berlin bist du ja nun nicht, darauf wette ich.“

„Max Ernst“, sage ich. „Aus Brühl.“

Er stutzt, schaut kurz zu mir herüber: „Ja. Sogar ein teures Museum bauen sie ihm jetzt. Geiler Künstler, was? Vögel ... Sein Lieblingsmotiv.“

Damit hat Ben Punkte gewonnen. Ein Mann, der Max Ernst kennt und auch noch gut findet, kann nicht dumm sein.

„Ich bin auch aus dem Rheinland“, füge ich hinzu. „Bonn.“

Er lacht. „Na dann!“, und summt ein paar Takte: “You said we’ve nothing in common ... And I said, what about Breakfast at Tiffany ... She said I think I remember the film ... Well, I recall, that’s something we’ve got ...”

“*Deep Blue Something*“, antworte ich. „1995, das war ein gutes Jahr.“

„Warum? Ich weiß gar nicht mehr, was da war. Nebel. Ich erinnere mich fast nie an etwas.“

„Ach, nur so.“

Es interessiert ihn ja doch nicht. Meine ersten Fotos in einer Zeitschrift. Die moderne Architektur von London. Graue kühle Linien, reflektierendes Glas. Es ist lange her.

Ben betrachtet mich kurz von der Seite und schüttelt den Kopf:

„Du bist wirklich ungeheuer gesprächig!“

„Ich bin einfach müde“, sage ich. Was auch stimmt.

Die Gegend jetzt kommt mir bekannt vor, trotz der Dunkelheit. Nette alte Villen, viel Grün. Ich setzte mich schräg und fische nach dem flachen Portemonnaie in meiner Gesäßtasche.

„Wir sind wohl bald da?“

Jetzt wird Ben schweigsam. Er raucht schon wieder. Nach einer Weile murmelt er halblaut:

„Wir haben noch etwa drei Minuten. Der Countdown läuft.“

„Da kann viel passieren“, antworte ich.

„Habe ich aber nicht den Eindruck“, gibt er zurück.

„Ich weiß nicht“, sage ich ausweichend. „Ich habe meine Familie drei Jahre nicht gesehen.“

„Oha. Drei Minuten, drei Jahre. Da kann ich nicht mithalten.“

Der Wagen hält. Laut und aufdringlich quietschen die Scheibenwischer in die Stille hinein.

Die Straße spielt keine Rolle in meiner Geschichte, wohl aber das Gründerzeithaus, das da jetzt hell erleuchtet in der Nacht steht, eine bürgerliche Trutzburg, die immerhin durch den verwilderten Vorgarten aus der penibel gepflegten und gestutzten Umgebung herausfällt.

Ich drücke Ben einen Geldschein in die Hand:

„Danke. Das war ein ... ungewöhnlicher Empfang.“

Er steckt den Schein ein und mustert mich intensiv. Nein, flehe ich innerlich. Bitte nicht. Nicht so ... Lass es, Lena. Du wirst ihn nie wiedersehen. Was bringt es schon?

„Lena Rabe!“ holt Ben mich zurück. „Willst du wirklich im Stummfilm verschwinden? Eine Räbin würde Tom und Jerry gefallen ...“

„Das könnte dir passen“, gebe ich lachend zurück, „mich zu ihnen in den Käfig sperren! Ich fliege wieder davon! Außerdem,“ füge ich ernster hinzu, „wir haben keine Chance, uns kennen zu lernen.“

Er flattert mit imaginären Flügeln und krächzt:

„Kra-Kra! Was für ein konventionelles Geschwätz! Außerdem sperre ich niemanden ein.“

Er greift in eine Seitentasche der Jacke und holt eine flache Streichholzschachtel mit einem Aufdruck hervor:

„Hier. Man soll die Dinge nicht so tragisch nehmen, wie sie sind.“ Er lächelt, als ich stutze, und fügt hinzu: „Karl Valentin. Ein Genie. Nun denn: Es sei deine Entscheidung. Du weißt ja: Ihr Frauen bestimmt, wann und wie und ob überhaupt es losgeht, und leider meist auch, wann es wieder endet! in diesem Schuppen bin ich fast jeden Abend, meist auch um die Zeit herum, wie heute. Und ansonsten -“, er kritzelt mit seinem Kuli ein paar Ziffern auf die letzte freie Fläche: „Auch ich bin ein Handy-Junky.“

Ich nehme die Schachtel und schaue flüchtig: *Tinnef*, heißt die Kneipe mit dem guten starken Espresso. Da Ben keine Anstalten macht, den Kavalier zu spielen, steige ich aus, hole hinten die Tasche vom Sitz, schlage die Türen hinten und vorne zu und winke kurz zum Abschied. Er wartet ein paar Sekunden und fährt dann weiter.

2

Was mich stutzig macht: es ist Licht an, aber keiner macht auf. Ich schaue durch das Küchenfenster – Berge schmutzigen Geschirrs häufen sich auf Tisch, Herd und in der Spüle; das Altglas, viele Weinflaschen darunter, stapelt sich kreuz und quer in einer Ecke, Altpapier, ehemals auf dem Boden gestapelt, ist zu einem ansehnlichen Terrassenhügel verrutscht. Die Kaffeemaschine ist noch eingeschaltet, mit fast leerer Glaskanne, deren restliche Flüssigkeit sich auf dem Boden schwärzlich-braun verdickt hat. Ein normaler Anblick also, und ich ahne mit Schaudern, wer hier wieder für Ordnung sorgen wird.

Ich klingele noch mehrfach vergeblich.

Manchmal habe ich so einen sechsten Sinn. Es ist nichts zu hören und dennoch drehe ich mich abrupt um. Direkt hinter mir, gut getarnt zwischen den Zweigen eines hohen Buschs, kauert eine ziemlich abgemagerte Katze, tiefschwarz, nur der ovale weiße Fleck auf der Brust hat sie verraten. Sie hat mich gewiss schon länger beobachtet. Nichts gegen Tiere, ich bin gerne im Zoo und schaue den Pavianen auf dem Affenfelsen beim Vögeln zu, aber wenn mir die Viecher zu nahe kommen, sind sie mir alle suspekt, ob Katze, Hund oder Fledermaus. Wir erschrecken uns gleichzeitig, ich mache einen Satz zur Haustür, was die Katze leider auch geplant hat, mit der unausweichlichen Folge, dass ich ihr auf eine Pfote trete und sie erbärmlich aufschreit. Ich will mich gerade bei ihr entschuldigen, als sie durch eine Klappe in der Eingangstür nach innen huscht.

Bevor ich dies verdauen kann, kommt der nächste Schock.

Laut bellend trabt ein Köter mittlerer Größe heran und baut sich vor mir auf. Panisch halte ich nach einem Stock Ausschau,

doch dann mir fällt ein, dass man in solch Situationen den Hunden fest in die Augen starren muss, und so starre ich und er knurrt und ich starre –

„Töle! Dummes Vieh, das ist meine Schwester!“

Chiara kommt gemütlich hinterher geschlendert, die Leine locker in der Hand.

Ich atme tief durch und blaffe sie an, fast wie der Hund mich gerade:

„Warum leinst du ihn nicht an? Und wieso ist keiner zu Hause?“

Sie lacht, und jetzt bin ich über das Viech fast froh. Immerhin hilft es über die erste Befangenheit hinweg. Wir umarmen uns, und Chiara mustert mich neugierig:

„Du siehst nicht gerade frisch aus. Komm erst mal rein!“

Zwei Gläser Rotwein später, Chiara hat nicht nach meinem Wohin-Woher gefragt und erzählt nette Anekdoten aus der Studentenszene, also eine Stunde später fällt auch Opa Albert ein, der wie schon vor 25 Jahren seine abendliche Runde gedreht hat, und kurz darauf schließt meine Mutter die Haustür auf, die es sich nicht hat nehmen lassen, zu einem Klassentreffen bei Spiros zu fahren, ihrem alten Stammgriechen, der jetzt so hundert Jahre alt sein müsste. Ja, das wär's eigentlich.

Ich komme mir vor, als säße ich im falschen Film, wie wir jetzt am Küchentisch hocken, das Geschirr drum herum noch höher aufgetürmt, um für die Gläser und den Aschenbecher Platz zu schaffen. Ich versuche, Töle, der oder die unter dem Tisch liegt, nicht auf die Pfoten zu treten. Bettina dreht wie immer ihre Zigaretten und berichtet ungefragt, wie furchtbar das Treffen war, die Frauen alle angepasst und unpolitisch, die Männer jenseits der Midlife-Crisis, also völlig schlaff und langweilig. Opa Albert ist schon deutlich angetrunken und rauft sich die wirren grauen

Haare, als er völlig unmotiviert dazwischen quatscht und auf einem mir unbekanntem Schauspieler im Schillertheater rumhackt, der eine absolute Fehlbesetzung sei.

„Dieser Idiot“, schimpft er. „Nathan! Diese Rolle kann ich auswendig! Was er daraus macht, Lessing dreht sich im Grab um.“ Und keiner kann verhindern, dass er mit für seine schmale Statur erstaunlich tiefer Stimme und ziemlich pathetisch loslegt: „Es ist doch sonderbar, dass so ein böser Fleck, dass so ein Brandmal dem Mann ein besseres Zeugnis redet, als sein eigener Mund. Ich möchte ihn küssen gleich – den Flecken! - Ah, verzeiht! - Ich tat es ungern ...“

Sein dichter grauer Schnäuzer vibriert im Takt der Stimme.

Ich kann, mittlerweile beim dritten Glas Wein, kaum an mich halten, zumal Albert während seines Vortrags mit der rechten Hand im Takt flach über das schmuddelige Wachtuch fährt und dabei ein paar Krümel runterfegt, die Töle mit langer rauer Zunge aufschlabbert.

„Opa“, unterbricht ihn Chiara ernst und sanft. „Es wird Zeit. Geh jetzt schlafen.“

Albert hält inne, betrachtet sie sanft:

„Ja, du hast recht, mein Engel.“

Dann steht er etwas unbeholfen auf und schaut mich an, das erste Mal, glaube ich, an diesem Abend:

„Wir reden morgen, Lena.“

Ich weiß nicht, ob das drohend oder freundlich gemeint ist, nicke nur.

Mutter fragt, ob sie morgen sein Auto haben kann, um die Nähmaschine zu holen.

„Ay, Ay, Betty!“ Albert hebt die Handkante zum Gruß an eine imaginäre Mütze, deutet eine Verbeugung an und zieht sich

zurück, im fliegenden Wechsel mit der Katze, die sich jetzt zum ersten Mal blicken lässt und leicht humpelnd zum Fressnapf schleicht. Ihre Schulterblätter stehen spitz hervor, ein Ohr ist halb abgerissen. Der Gestank der Streu in der Küche ist nicht zu überriechen.

„Welche Nähmaschine?“ frage ich erstaunt. „Du bist doch nur für ein paar Wochen hier?“

Statt einer Antwort schreit Mutter entsetzt auf:

„Was ist mit Ché passiert?!“

„Lena hat ihn getreten“, antwortet Chiara lapidar.

Mutter fixiert mich eisig über ihre halbe Brille hinweg:

„Stimmt das?“

Ich hebe an, die Situation zu erklären, antworte aber, als ich Chiara grinsen sehe: „Das Monster hat mich angefallen. Reine Notwehr. Das Humpeln passt irgendwie, oder?“

„Oh, das arme Tier“, jammert Mutter, steht auf und hebt ihn gnadenlos hoch, obwohl er gerade beim Fressen ist und zu recht mault. Bettinas hochgesteckte, hennarot gefärbte Haare passen gut zum schwarzen Katzenfell.

„Sie hat sie von zu Hause mitgebracht“, erklärt Chiara ungefragt.

„Eine weibliche Katze, also?“

„Nein“, kommentiert Chiara trocken: „’sie’ im Plural.“

Sie deutet mit dem Zeigefinger hinter mich. In schlimmer Vorahnung drehe ich mich um und starre einem dicken fetten roten Kater in die gelbgrünen Augen. Er hockt da wie ein Buddha und fixiert mich regungslos. Ich schließe die Augen und neige verzweifelt den Kopf nach hinten: „Und den Hund auch?“

„Nö“, meint Chiara, „meinen Süßen habe ich aus Spanien rausgeschmuggelt. Im Kofferraum.“

„Seit wann seid ihr so tierversessen?“ frage ich misstrauisch und wende mich zu Betty, die Ché runtergelassen hat und sich wieder eine Zigarette dreht: „Hast du einen neuen Liebhaber?“ Ihre wechselnden Vorlieben hatten meistens mit irgend welchen Männern zu tun, und so schnell sie die Lover wieder ablegte, geschah es auch mit den kurzfristigen Begeisterungen für Segeln, Motorrad fahren oder Golf spielen.

„Nö“, meint Mutter. „Ich liege brach, derzeit, bin schon ganz ausgetrocknet.“

„Prost“, sage ich, und hebe mein Glas. „Was war mit der Nähmaschine?“

Betty fegt die Tabakkrümel vom Tisch und steht auf:

„Andere brauchen ihren Laptop und ich eine Nähmaschine. Ich kann sie billig kriegen.“

„Du brauchst dich nicht zu rechtfertigen. War ja nur eine Frage.“ Seltsam, immer schon fühlte sich Mutter von mir sofort kritisiert. Bei Chiara war das anders, obwohl die viel gnadenloser mit ihr umgegangen ist. Oder, gerade deshalb?

„Du schläfst oben im Gästezimmer“, sagt Betty, bevor sie raus geht. „Und lass die Tür auf, für die Katzen.“

„Nein“, weigere ich mich, „ich tue kein Auge zu!“

Betty verschwindet wortlos. Chiara und ich sitzen uns jetzt gegenüber, wie beim Arzt, denke ich, fragt sich nur, wer hier der Patient ist. Meine kleine Schwester, oder genauer gesagt, Halbschwester, ist jetzt immerhin auch schon 28 Jahre und wird mit jedem Jahr schöner. Sie hat mit ihren dicken und lockigen schwarzen Haaren einen deutlich südländischen Einschlag, kein Wunder bei ihrem Vater, einem italienischen Geschäftsmann aus Turin, den sie nicht öfters als ich gesehen hat, so ein- bis zweimal im Jahr. Wenn wir uns anschauen, sehen wir

uns in den Augen widergespiegelt, denn die sind identisch geschnitten, länglich und grün, bei Chiara spielen sie manchmal chamäleonartig ins Blaue oder Graue. Auch meine Mutter hat diese grünen Augen, ansonsten ähneln wir uns alle nicht.

„Ihr freut Euch ja wirklich sehr, mich zu sehen“, sage ich und ärgere mich gleichzeitig. Was habe ich denn erwartet? Dass sie mir um den Hals fallen nach drei Jahren, in denen ich ein halbes Dutzend Postkarten geschickt habe und nicht viel häufiger angerufen?

„Weißt du, Lena“, antwortet Chiara ernst, „es wäre so oder so verkehrt gewesen. Wenn wir gefragt hätten, wäre auch nicht viel von dir gekommen, oder?“

Ich zucke mit den Schultern und stehe auf. Reflexartig fange ich an, Spülwasser einlaufen zu lassen, obwohl ich vor Müdigkeit fast umfalle. Ich tauche die Hände in das heiße Wasser und schaue zu, wie sich die Spülmittelbläschen aufblähen und wieder zerspringen. Chiara rückt den Stuhl, tritt neben mich und versenkt ebenfalls eine Hand im Wasser.

„Aua!“ Sie zieht sie schnell wieder hoch. „Das Wasser kocht ja! In dieser Hinsicht hast du dich jedenfalls nicht verändert ... Es konnte dir nie heiß genug sein.“

„Und? Habe ich mich sonst verändert?“

Sie schaut, klein wie sie ist, schräg zu mir hoch:

„Jedenfalls äußerlich. Schmal geworden bist du, und die Haare trägst du wieder länger. Und Augenringe hast du, meine Süße. Wir müssen dich wieder aufpäppeln! So!“ Damit dreht sie den Wasserhahn energisch zu: „Diesen Unsinn lässt du jetzt. Wir gehen pennen. Das heißt, ich muss noch ein paar Sachen im Internet recherchieren, morgen schreibe ich eine Klausur.“

„Jetzt noch?“

Ich schaue ich auf die Küchenuhr. Ich selbst trage schon lange keine Uhr mehr.

„Mach dir keine Gedanken“, blinzelt Chiara schelmisch, „wenn es drauf ankommt, bin ich fit!“

Ich lache auf: „Den Spruch kenne ich!“

„Apropos fit“, übergeht sie die Anspielung: „Mama ist hier, um sich mal selbst ein Bild von Albert zu machen. Er wird in letzter Zeit gebrechlicher ... Aber ich finde, Opi und ich kommen noch prima klar!“

Sie legt mir leicht die Hand auf die Schulter:

„Schön, dass du wieder da bist. Schlaf dich gut aus!“

Damit ist sie draußen.

Diese sanfte Geste gerade finde ich tröstlich und schmerzlich zugleich. Früher hätte Chiara mich gedrückt bis kurz vor dem Ersticken, schon direkt nach meiner Ankunft. Sie hätte mich tausend Dinge gefragt und vor Neugierde gesprüht und mich außerdem beschimpft, dass ich so lange untergetaucht bin. Ich hätte das furchtbar gefunden und mich dennoch gefreut. Nicht nur ich habe mich verändert. Aber vielleicht, beruhige ich mich, hat sie nur eine ihrer schwermütigen Phasen ...

Andere Mütter bereiten vielleicht liebevoll das Lager für ihre lang verschollene Tochter, mit einem fein eingewickelten Bonbon auf dem frisch bezogenen, aufgeschüttelten Kopfkissen – meine natürlich nicht; sie hat nur achtlos die Bettwäsche auf den Sessel geworfen, und die riecht keineswegs gewaschen und gestärkt, sondern eher nach dem Mief von tausend Jahren. Ich sammle meine letzte Energie, klappe das Sofa aus, beziehe Decke und Kissen, ziehe meine nach Schweiß stinkenden Klammotten aus und werfe mich dann ungewaschen auf das Bett.

Die Tasche werde ich morgen auspacken, ist sowieso nicht viel drin. Die Zimmertür habe ich nach kurzem Zögern einen Spalt aufgelassen, immer noch gehorsames Kind. Der häusliche Zoo wird mich schon in Ruhe lassen. Ich höre vom Wohnzimmer unten das alt vertraute Ding-Dong der Standuhr, drei Mal schlägt sie ihren schnarrenden Ton. Jetzt stört es mich nicht wirklich, mir ist alles egal.

Trotz der bescheidenen Umstände ist diese Unterkunft für mich der reinste Luxus. Ich strecke mich und wickle die Decke um den Körper. Die meiste Zeit in den letzten Jahren habe ich in Jugendherbergen oder billigen Pensionen, manchmal auch unter freiem Himmel verbracht, was nicht immer romantisch ist. Wenn ich mich früher vor einem langbeinigen Schuster geekelt habe und das nur nicht zeigte, um vor Chiara, die panische Angst vor allen Krabbelwesen hatte, die Heldin spielen zu können, so kann ich jetzt nur darüber lachen. Es ist schon spannend, wie viele verschiedene stechende oder beißende, stinkende, kriechende, summende, schwirrende, zirrende Vielbeiner es auf unserem Planeten gibt, außerhalb des wattig eingepackten Mitteleuropa. Endlich wieder eine Nacht ohne diese beständigen Begleiter, die letztlich harmloser sind als so manch ein betrunkenes, lallendes und rülpsendes Exemplar der Spezies Homo sapiens, das nächtlich über einen herfallen will – ich könnte ruhig schlafen, doch die Wachsamkeit ist zu meiner zweiten Haut geworden, und so schrecke ich nach erstem bleiernem Schlaf immer wieder hoch. –

Einmal warst du nicht wachsam, Lena. - Lena?

Lass mich in Ruhe. Schläfst du nie?

Du weißt, dass es hier bei mir kein Schlafen oder Wachen gibt.
Erinnerst du dich an unsere Wohnung?

Wie sollte ich nicht. Sie war schön.

Das finde ich auch. Obwohl sie eher nach deinem Geschmack eingerichtet war: klare Linien, wenige Möbel ... Warum bist du nicht dort geblieben?

Weil sie zu teuer war, für mich allein.

Das ist nicht die ganze Wahrheit. Du warst gut im Geschäft mit deinen Fotos. Du konntest endlich deine berufliche Selbstverwirklichung vorantreiben, wie es so schön heißt. Ich stand dir doch immer im Weg, oder?

Unsinn. Lass mich in Frieden. Und im Übrigen haben wir die Wohnung gemeinsam eingerichtet.

Ja, nur hast du sie regelmäßig umdekoriert und alle paar Monate anders farbig gestrichen. Ich frage mich, was du da eigentlich renovieren wolltest.

Ich weiß nicht, wovon du redest. Was soll das eigentlich?

Ich will nur, dass du nicht vergisst. Dass du nicht die Augen verschließt. Wir waren glücklich in der Wohnung. Ein fester Bezugspunkt, den wir beide ersehnt hatten. Schnittfläche unserer ewigen Kreisbewegungen ...

Ich ziehe die Decke über den Kopf. Sein erster Satz wird mich nun für Minuten und Stunden verfolgen, ich weiß es schon jetzt.

Einmal nicht wachsam ... Er hat es mal wieder geschafft.

Irgendwann aber höre ich nicht mehr die Uhr und grübele nicht mehr darüber nach, warum das große dunkle Haus hier für mich niemals eine Heimstatt werden könnte, zumal die Frage müßig ist, weil ich sowieso nie mehr ein Zuhause haben werde.

3

Morgens um Sieben ist für manche die Welt noch in Ordnung, mittags um Zwölf für mich jedenfalls ganz und gar nicht.

Die Standuhr weckt mich pünktlich High-noon mit ihrem endlosen Ding-Dong, und als wäre es das Startsignal für allen Lärm der Welt, dringt vom Keller senkrecht durch zwei Etagen und das Sofa unmittelbar in meine Gehörgänge das schrille Knirschen einer Bohrmaschine, im Duett mit dem Geschrei einer Punkband. In den kurzen Intervallen, bevor erneut für unbekannte Zwecke ein Loch in die Wand gebohrt wird, höre ich ein leiseres, angenehmeres und lang vertrautes Geräusch: den sirrenden Singsang einer Nähmaschine.

Gerade, als ich das Kissen packe, um meinen Kopf darunter zu begraben, höre ich dicht neben mir so ein Hecheln, ich reiße die Augen auf und starre mal wieder Töle an, diesen blöden Köter, der sich nun mit beiden Vorderpfoten auf das Sofa stellt, aufgeregt mit dem Schwanz wedelt und mir mit seiner rauen Zunge quer über das Gesicht schleckt. Hastig drehe ich mich weg und merke jetzt erst, dass quer hinter meinen Füßen Kater Marx gelegen hat, der raunzend vom Bettende runterspringt und auf der Decke massenweise rote Haare hinterlässt.

Ich ergebe mich in mein Schicksal, streichle sogar dem Hund über das verfilzte Zottelfell, weil er so demütig und rundäugig dasitzt, und gehe erst mal Duschen. Das hilft immer.

Ich stehe bestimmt eine halbe Stunde unter dem heißen Strahl, um mich herum dampft es wie im Türkischen Bad. Jetzt noch eine Massage im Hamam, dem orientalischen Sinnentempel, kräftig abgerubbelt werden mit dem Stoffhandschuh und eingeseift mit feinem Schaum, anschließend geknetet, gewalkt und

geklopft von kundigen Händen, hach! mein Glück wäre vollkommen ... Doch man kann nicht alles haben, und so trockne ich mich irgendwann doch ab, schon wieder leicht bibbernd, und creme mich mit einer nach Vanille duftenden Lotion ein, die ich zwischen anderen Dosen und Tuben vorfinde.

Ich fische ein paar einigermaßen saubere Klamotten aus der Reisetasche und staple den Rest auf einen Haufen. Außerdem packe ich ein antiquarisches Buch über die Architektur in Berlin aus, eine Stablampe, man weiß ja nie, den Discman und meine Spieluhr aus Kinderzeiten. Die Uhr hatte ich die ganze Zeit dabei und sie ist erstaunlicherweise nicht kaputt gegangen – furchtbar kitschig, das Ding, aus weißem Porzellan mit winzigen rosa Porzellanrosen, obendrauf balanciert eine Ballett-Tänzerin im rosa Tütü mit erhobenen Armen und nach hinten abgestrecktem Bein, und wenn man den Schlüssel dreht, erklingt „Guten Abend, gute Nacht, mit Rosen be-da-hacht“.

Als Kind habe ich es geliebt, wenn sich dann die grazile Tänzerin im Kreis drehte, und ich wollte auch so zart und zerbrechlich sein und konnte nicht mal Spagat und versuchte trotzdem, mich vor dem Spiegel genau so zu drehen mit erhobenen Armen und abgespreiztem Bein, bis mal Chiara dazu kam und es auch versuchte und viel besser dabei aussah, obwohl sie schon als Kind deutlich rundlicher als ich war. Danach habe ich die Spieluhr weggeschlossen und erst nach langer Zeit wieder entdeckt, als ich meine Sachen kistenweise zum Sperrmüll auf die Straße brachte. Die Türken und Studenten haben sich um den Plunder fast geprügelt, mir war es egal. Die Uhr aber habe ich behalten, und den kleinen hölzernen Raben, den mir mal meine Mutter geschenkt hat. Auch ihn stelle ich jetzt auf das Holztischchen neben dem Sofa. Die zwei mittlerweile vergilbten Fotoalben

lasse ich in der Tasche, auch den kleinen digitalen Fotoapparat, der noch irgendwo stecken muss. Ich wollte ihn eigentlich wegwerfen und denke immer wieder daran und habe es dennoch bisher nicht getan.

Warum nicht, Lena?

Dachte ich mir, dass du das jetzt fragst. Du weißt doch: die letzten Bilder sind drauf. Wenn ich mir die nicht anschau, wird es mich immer verfolgen. Wenn ich sie anschau, auch.

Das ist unlogisch. Willst du sie sehen? Schau sie dir an. Oder nicht? Dann wirf den Apparat weg. Du hast doch eh gemeckert, als ich ihn dir für unsere Reise geschenkt habe, weil die Auflösung nicht gut genug war.

Es ist wirklich ein Touristen-Knippser. Aber darum geht es nicht. Es ist so: Logik ist logisch. Das Herz nicht. Und jetzt gehe ich frühstücken. Ohne dich.

Allerdings habe ich jetzt in der Küche, als ich am Tisch sitze und Kaffee trinke, das Gefühl, immer noch nicht allein zu sein, denn aus dem Keller dringt jetzt andere Musik, und ich höre in Fetzen den deutschen Text: ... *schließ die Augen, und du siehst, ich bin bei dir ... wo immer du auch hingehst, wartet meine Liebe schon auf dich ...*

Viel Appetit habe ich nicht. Außerdem zieht es, und ich gehe zum Fenster, das auf Kipp steht. Ich stutze, als ich draußen Großvater Albert hinter dem Busch hocken sehe, ungefähr dort, wo mich gestern Ché begutachtet hat. Er trägt mausgraue Tarnkleidung und einen Angler-Schlapphut, hält ein kleines Fernglas vor den Augen und beobachtet irgend etwas aufmerksam. Ich folge seiner Blickrichtung, kann aber nichts entdecken.

Nun gut, er war schon immer schrullig. Es wird eine Erklärung geben. Ich schließe das Fenster etwas laut, Albert schaut sich um, mit dem Fernglas, und legt den Finger an die Lippen. Ich nicke verständnisvoll.

Meine Mutter ruft plötzlich nach mir: „Lena, bist du da?“

„Ja?“

Die Stimme wird etwas aufgeregter: „Komm mal, schnä-hell!“
Ein lautes Stöhnen folgt.

Ich eile durch den geräumigen Flur ins große Zimmer. Ich dachte, sie sitzt noch an der Nähmaschine, und die Stoffbahnen rund um das uralte Ding und der laufende Fernseher deuten auch auf Arbeit hin. Bettina hat immer gerne beim Fernsehen genäht, am liebsten während solch schrecklicher Talkshows tagsüber, oder abends dann bei „Monitor“ oder anderen Magazinen, die ihre politische Meinung jeweils bestätigten.

Jetzt aber liegt sie da wie ein Käfer auf dem Rücken, Beine und Arme hochgestreckt. Unwillkürlich muss ich lachen:

„Stimmte das Schnittmuster nicht?“

„Sei nicht albern. ich hab mir was verrenkt und komme nicht hoch.“

Also macht sie immer noch ihr Yoga. Aber auch sie wird älter ...
Ich wälze sie über die Seite auf den Bauch. Mutter krabbelt ein Stück auf allen Vieren und steht dann vorsichtig auf.

„Was treibt Albert da draußen?“ frage ich, während sie sich ächzend den Rücken massiert und recht munter wieder zur Nähmaschine überläuft, die provisorisch auf einem alten Holzsekretär steht. So schlimm war es wohl doch nicht.

„Der? Ach, es gab mal so einen ungeklärten Todesfall in der Straße, und seitdem versucht er den Fall zu klären. Du weißt, er liebt Krimis aller Art.“

„Aber er ist noch nicht im Garten mit dem Fernglas rumgekrochen.“

„Lass ihm doch das Vergnügen! Wenn es niemandem schadet ...“

Mutter glättet fast zärtlich den samtig roten Stoff auf dem Tisch. Langsam und konzentriert zieht sie mit beiden Händen die vorgeheftete Naht unter der auf- und abatternden Nadel entlang, während sie das Pedal tritt. Ich betrachte sie, wie sie da mit rundem Rücken und halber Hornbrille ein neues Werk schafft, eine ganz andere Frau, in sich versunken. So habe ich sie immer geliebt.

Als Kinder saßen Chiara und ich oft zu ihren Füßen, klaubten Stoffreste zusammen und fädelten bunte Knöpfe zu Ketten auf. Manchmal brachte Mutter aus der Oper, wo sie angestellt war, brokatfarbene Tücher und lange Tüllbahnen mit, verwegene Hüte und golden blinkende Schärpen. Sie schneiderte daraus entzückende Geburtstagskleider, die allerdings nur Chiara trug, und fantasievolle Karnevalskostüme. Ich erinnere mich an einen Rosenmontagszug: Chiara paradierte stolz als Paradiesvogel in einem Papagena-Kostüm aus vielen weichen Federn, um das ich sie zutiefst beneidete. Ich selbst dagegen hatte mir mühsam und trotzig selbst so eine Art Lumpensammlerleid zusammen geheftet, für das meine Mutter nur Spott übrig hatte. Danach habe ich nie mehr was genäht

„Ach, Lena?“

Sie hält kurz inne und mustert mich:

„Ich muss noch mal kurz Maß nehmen bei dir.“

Ich bin gerührt, obwohl Rot nicht meine Farbe ist:

„Wird das eine Bluse für mich?“

„Nö“, antwortet Bettina trocken. „Eine Kundin in Bonn ist so gebaut wie du.“

„Lena?! Bist du da? Komm mal gerade!“

Diesmal ruft Chiara aus dem Keller.

Ich stöhne leicht auf: „Wie habt ihr es nur ohne mich geschafft?“, und gehe an den dunklen alten Möbeln vorbei Richtung Flur, von wo aus die Kellertreppe nach unten führt. Die Musik hat mittlerweile aufgehört.

„Lena, es wäre reizend, wenn du dich ein bisschen beeilst ...“

Chiara ächzt gepresst, sie scheint irgend etwas zu heben oder so. Die schwere Eisentür steht halb offen, ein davor gestellter Bierkasten verhindert das Zufallen. Chiara konnte nie in geschlossenen Räumen sein. Schon als Kind bestand sie darauf, dass nachts die Tür ein Stück offen stehen blieb und von draußen her ein Lichtstrahl einfiel. Ich schlief mit ihr in einem Zimmer und hätte es gerne dunkel gehabt, aber gegen die Tobsuchtsanfälle meiner Schwester konnte ich es nicht aufnehmen, beziehungsweise, ich versuchte es gar nicht erst.

Chiara hat sich den Kellerraum als Atelier hergerichtet, so viel kann ich in der Kürze registrieren, denn ich muss ihr schleunigst zu Hilfe eilen: Meine Schwester steht unter einem halb montierten schweren Regal, die Bohrmaschine in der einen Hand, die andere stützt ein Brett mit allerlei Glasflaschen und offenen Farbdosen ab, die in bedenklicher Schiefelage stehen. Der Dübel hat gleich ein Stück Putz mitgerissen. Ich springe dazu und halte das Brett, bis Chiara alles wieder leergeräumt hat.

„Mist!“ meint sie nur. Und schaut mich aus großen Augen an.

„Liebste Schwester“, entgegne ich, „du willst mir schon wieder Arbeit aufhalsen“, und ich mustere die Wand, die wie ein Schweizer Käse durchlöchert ist. „Warum hast du es nicht drüben versucht?“

„Das ist reiner Beton, da rutscht der Bohrer sofort ab.“

„Und warum muss es gerade jetzt sein?“ Ich mustere sie streng: „War da nicht was mit einer Politik-Klausur?“

Chiara legt den Bohrer auf den nackten Fußboden neben ihren Kaffeebecher, den sie jetzt hochhebt. Sie trägt einen giftgrünen Overall und ein schwarzes Haarband, das die wilde Mähne bändigt.

„Hm“, murmelt sie, „mein Bauch sagte mir, dass das heute nichts wird. Ich bin in kreativer Stimmung, weißt du?“

Sie geht zu ihrer Staffelei und nimmt einen von den vielen Pinseln, taucht ihn tief ins Wasserglas und tunkt die Spitze in einen sonnengelben Acryl-Hügel. Auf dem Tisch neben der Staffelei hat sie die benötigten Farben in leere Joghurtbecher und alte Deckel abgefüllt. Mit einem Tuch in der Rechten, fährt sie mit dem Pinsel in der linken Hand vorsichtig die Linien entlang. So viel Sorgfalt hätte ich ihr gar nicht zugetraut. Die an den Wänden gestapelten Leinwände zeigen große, schnell hingeworfene Umrisse weiblicher Akte, ausdrucksvoll und sicher in den Proportionen. Ich trete näher, um die kleinen bunten Linien und Tupfer auf dem ausladenden Akt ihrer Staffelei zu betrachten.

„Ihh!“

Ich verziehe angewidert mein Gesicht. Erst jetzt erkenne ich, dass die Haut des Mädchens auf der Leinwand über und über von Insekten bedeckt ist. Schulter, Arme, Brüste, Schenkel – dicht gedrängt krabbeln bunte Käfer, Ameisen und Kakerlaken über den Körper, und zwar trotz der farbigen Verfremdung so

plastisch und lebensecht, dass ich unwillkürlich anfange mich zu kratzen. Nur das Gesicht ist frei, und das Mädchen schaut aus großen Augen unbestimmt in die Ferne, fast, als wäre es unberührt von dem, was ihm gerade widerfährt. Und ich war noch diese Nacht froh, von dem Viehzeug endlich befreit zu sein!

„Chiara!“ rufe ich aus, „das ist ja ... wie kommst du auf so was? Und das bei deiner Insektenphobie!“

„Gott, bist du ein Spießer!“ entgegnet sie. „Ich hab’s geträumt. Ich male häufig meine Träume.“

„Sind das immer solche Albträume?“

„Wieso?“ Sie zuckt mit den Schultern. „Es hat doch was, oder?“ Das lässt sich nicht bestreiten. Die Wirkung des Bildes ist stark, nur: „Wer hängt sich so was ins Wohnzimmer?“ frage ich mich laut.

Chiara lacht auf: „Wenn ich für jemanden nicht male, sind das diese Typen mit dem teuer gerahmten Kandinsky-Druck über dem Sofa!“

Sie lässt den Pinsel sinken, dreht sich um und blitzt mich jetzt zornig an:

„Nur weil ich nicht so steril male wie du fotografierst, heißt das nicht, dass meine Kunst unverkäuflich ist! Und wenn schon, ich lebe um zu malen und nicht umgekehrt! Nicht, um von der Kunst zu leben. Eher schon, um innerlich zu überleben in dieser Scheißwelt!“

„Ich dachte, du magst meine Fotografien.“

„Sie sind technisch gut, klar, aber sie sind doch nicht ...“

Chiara sucht nach den richtigen Worten: „... sie sind nicht – na ja, du selbst.“

„Woher willst du das wissen? Wir sind nicht gleich.“

Sie schnaubt verächtlich durch die Nase: „No, thank god!“

„Außerdem“, kann ich mich nicht bremsen, „musst du dich allmählich mal entscheiden. Mein Kopf sagt mir, dass du Ende Zwanzig bist, hier einen auf genialisch machst und dein Studium dahinsiecht.“

„Muss ich mich entscheiden?“ Sie wendet sich wieder der Stafefei zu. „Oh, Lena, ich dachte, nach der Zeit im Ausland bist du anders drauf. Aber du tust noch immer so allwissend und *vernünftig* – ich hasse es!“

Sie tupft jetzt heftiger die Farbe auf und singt laut: „*I am the voice inside your head, and I control you / I am the truth from which you run, and I control you ...*“

Diese Zeilen schlagen wie ein Blitz bei mir ein. Ich drehe mich abrupt um und fege dabei ein Wasserglas vom Tisch, dass es auf dem Boden in tausend Scherben zerspringt. Ich erstarre zur Salzsäule beim Anblick der vielen Splitter.

Lena.

Warum erschrickst du? Es sind nur Glassplitter, kein Metall. Sie blitzen nicht in der Sonne und sie liegen nicht auf dem Stoppelfeld. Und sie stecken nicht tief in meinem Körper.

Die Stimme in meinem Kopf.

Die Kontrolle über mein Denken und Handeln und Fühlen. Splitter wie diese Käfer dort, nur krabbeln sie nicht auf der Haut, sondern dringen tief ein. Rot. Rot. Schweig endlich!

“Lena!” Chiara rüttelt mich an der Schulter. „Was ist los? Ich wollte nicht ...Meine Güte, es tut mir leid!“

Ich fasse mich wieder. Gleichzeitig bücken wir uns, um die größten Scherben aufzuheben. Chiara schneidet sich und

nimmt den blutenden Finger in den Mund, hockt sich neben die Scherben.

„Weißt du eigentlich, dass ich mich früher geritzt habe? Mit Messern, Rasierklingen, Scherben, allem Möglichen, was dazu taugte, mir Schmerz zuzufügen.“

Ich nicke. „Du hast noch die Narben. Es waren so Phasen ... zum Beispiel, wenn dein Vater wieder weg war.“

Sie nickt und zieht den Ärmel ihres Overalls hoch. Mehrere feine Narben ziehen sich an der Innenseite ihres Unterarms entlang.: „Nicht nur dann. Immer, wenn es mich überfiel ...“

„Warum hast du nicht mit mir darüber geredet? Ich wusste nicht, wie ich an dich rankommen kann.“

Chiara lächelt leicht, schiebt den Ärmel wieder runter und steht auf. „Ich hole einen Besen. Und du, Lena? Warum redest du nicht? Vermutlich doch, weil ich nicht an dich rankomme ...“

An der Tür dreht sie sich kurz um und grinst schelmisch:

„Ach, übrigens: Es wäre toll, wenn du mal kurz in der Uni anrufst und denen sagst, dass ich krank bin. Das Attest liefere ich dann nach. Machst du das, Süße? Bei dir klingt das irgendwie seriöser ...“

Ich rufe nicht an. Aber immerhin montiere ich noch das Regal. Das ist wenigstens zu etwas nütze.

Ich muss raus hier. Im Flur stehe ich schon fertig angezogen mit meiner dicken Wolljacke, Mütze, Schal und Fäustlingen, als Opa Albert im wahrsten Sinne reinschneit, denn zusammen mit ihm wirbelt ein kalter Luftzug eine Handvoll Schnee ins Haus.

Albert mustert mich stirnrunzelnd:

„Willst du zu einer Polarexpedition aufbrechen? Wir haben immerhin zwei Grad! Du bist eingepackt wie ein Eisbär, das ist

ungesund. Die Killerviren werden dich anfallen, und wenn es nur das wäre, nein, du schleppst dann noch alles ein, hier!“

Ich deute zur Tür:

„Schau nach draußen! Es herrschen arktische Verhältnisse! Nicht jeder findet Spaß daran, bei dem Klima stundenlang im Vorgarten zu hocken ...“

Albert tänzelt ein paar Schritte durch den Flur, schnappt sich dann meine Rechte und legt den Arm um meine Taille:

„Ja, den Schnee-, Schnee-, Schnee-, Schnee-Walzer tanzen wir ...“

„Hey!“ Ich komme schnell außer Atem, will ihm aber nicht den Spaß verderben, wie mich er da so schwungvoll im Kreis dreht, sein Scheitel reicht gerade an mein Kinn, „Du bist gut drauf, heute!“

„Ja, meine Liebe, denn das Rätsel ist bald gelöst. Ich weiß, wer es war!“

„Und wer? Der Gärtner?“

Albert lässt mich los und runzelt wieder die Stirn:

„Das Böse lauert unter dem Deckmantel der Bürgerlichkeit! Die Lehrerin war es, diese vertrocknete Schnepfe!“

Wie er da so schelmisch unter den Dackelfalten der Stirn hervorblitzt, mit dem wirren grauen Haarkranz, macht Albert seinem Spitznamen „Einstein“ alle Ehre. Als Schüler, zu Nazizeit, kam er dadurch sogar in Schwierigkeiten, weil plötzlich das Gerücht kursierte, er sei Jude. Später, in England, nannten sie ihn dann Charlie, als er seine komische Ader zu kultivieren begann. Es scheint das Schicksal meines Großvaters gewesen zu sein, immer über andere Namen definiert zu werden. Kein Wunder, dass er Schauspieler wurde ...

„Albert!“ sage ich eine Spur zu laut, und er zuckt leicht zusammen, als würde ich ihn aus einem Traum herausreißen.

„Ja, meine Liebe?“

„Gibt es Beweise?“

Ich sehe es ihm regelrecht an, dass er plötzlich die Lust verloren hat, und bekomme ein schlechtes Gewissen. Der Schnäuzer hängt nach unten, die viel zu kurze Hose schlottert um die dünnen Waden, als er o-beinig Richtung Küche geht: „Ich werde welche finden. Ach, bringst du mir Hustensaft mit? Ich habe so ein Kratzen im Hals, und am Donnerstag muss ich vorsprechen. Eine Katastrophe, Husten ist das letzte, was ich jetzt gebrauchen kann!“

„Das wird schon“, versuche ich ihn aufzumuntern, „um welche Rolle geht es?“

„Fernsehen. Ein Action-Film. Ist zwar nicht wirklich mein Niveau, aber wenn das klappt, kommt der Durchbruch, ohne Zweifel!“

Opa Albert und seine Visionen ... Ich bin sicher, dass es um einen weiteren Mini-Auftritt in einem Werbespot geht, pfeife jedoch bewundernd. Da fällt mir ein:

„Ähm, Albert: kannst du mir was Geld geben für die Apotheke?“

„Du kriegst es nachher zurück“, brummelt er, während er am Knopf des alten Transistorradios dreht.

„Opa: um ehrlich zu sein, ich bin pleite.“

Was soll's, denke ich: besser, ich sage es ihm, als Betty oder Chiara. Die haben ja selbst nichts.

Manchmal finde ich meinen Opa richtig toll. Zum Beispiel jetzt, wie er mich kurz mustert, nichts sagt, eine Küchenschublade öffnet und aus dem hintersten Winkel einen Hundert-Euro-Schein herausfischt. Ein Wunder, woher er immer noch Geld

hat, immer noch großzügig sein kann, obwohl sein Berufsleben eine Aneinanderreihung von Misserfolgen ist.

„Oha“, meint er nur, als er mir das Geld in die Hand drückt und meine Faust darum schließt, „und das bei unserer Vernünftigen. Wir reden morgen, Lena!“

Ich bin froh, dieses Chaoshaus eine Weile hinter mir zu lassen. Mittlerweile ist die Sonne hervorgekommen, und ich beschließe, einen längeren Spaziergang Richtung Kudamm zu machen. Wenn Berlin auf diesen gut bürgerlichen Teil der Dichter- und Denkerstraßen reduziert wäre, durch die ich jetzt zügig Richtung Savigny-Platz entlang laufe, könnte es mir gefallen, denn viel anders sieht es in meinem heimatlichen Viertel auch nicht aus. Okay, dann wäre es auf Dauer langweilig. Aber ich habe keine Lust, ein irgendwie spannendes Berlin zu suchen oder zu finden, weil es nun mal nie meine Stadt war und nie werden wird. Es gibt im Leben feststehende Konstanten, die ein nützliches Gerüst bilden. Dabei ist es unwesentlich, ob diese Grundannahmen objektiv stimmen oder nicht, solange sie nicht mir oder anderen schaden.

Was für einen Tag haben wir heute eigentlich?

Bevor ich mühsam recherchieren muss, schaue ich in den nächsten roten Bild-Kasten: es ist Montag, 15. März 2004. Nächsten Sonntag habe ich Geburtstag.

Das Menschengedränge wird allmählich dichter, was mich schon wieder nervt. In einer Apotheke besorge ich den billigsten Hustensaft, denn erfahrungsgemäß wird Albert ihn dann doch nicht nehmen. Ich lasse mich durch die Kantstraße treiben, schaue in die Auslagen teurer Boutiquen, werde von Touristengruppen umzingelt, esse an einem Kiosk eine Bratwurst,

mit klammen Fingern, weil ich dafür die Handschuhe ausziehen muss, gehe nicht auf das Schwatzbedürfnis einer Berliner Schnauze ein, was den Mann nicht weiter stört, weil er gleich darauf ein neues Opfer findet, denke, wieso halten alle die Rheinländer für redselig, dagegen können wir aber einpacken, na ja, eigentlich bin ich ja Berlinerin, aber das zählt nicht, zu der Zeit konnte ich mich noch nicht wehren, nur lallen und brüllen und kreischen, was ich jetzt, als das Schneetreiben wieder anfängt und ich auch noch in einen scheiß Hundehaufen trete, am liebsten lauthals täte.

Nein, bloß nicht zum Kudamm. Da ist eh nichts mehr los, hab ich mir sagen lassen, da muss ich zu den Hackeschen Höfen und zum Prenzlauer Berg, da brummt der Bär. Ich ertappe mich bei der Unlogik, dass ich nicht dahin will, wo nichts los ist, obwohl ich eigentlich meine Ruhe will, und weiß nur, dass mir kalt ist. Die Cafés sind alle rappelvoll, ich quetsche mich in eins hinein, weil ich aufs Klo muss, lasse mich anschließend auf einen freien Platz fallen, flüchte aber, als ich mich gerade gesetzt habe und die Berliner Schnauze von eben reinkommt und bedrohlich auf meinen Tisch zusteuert.

Mein Schuh stinkt immer noch, weil es in dieser Betonwüste kein Gras gibt, wo ich die Sohle vernünftig abschubbern könnte. Ich versuche das Problem ansatzweise zu lösen, indem ich im nächsten Drogeriemarkt zur Parfum-Ecke steuere und aus einer Musterflasche ordentlich Chanel draufsprühe. Jetzt stinke ich nach Scheiße und Chanel, was es eher noch schlimmer macht.

Hinten fährt die gelbe S-Bahn in den Bahnhof Zoo ein. Zoo, das wäre schön gegenläufig bei dem Wetter, nur was nützt mir das, wenn ich mit roter Nase schwarznasigen Eisbären gegenüber-

stehe und bibbernd zuschauen, wie sie fröhlich ins Becken springen? Ich weiß, dass ich wieder diese ekelhafte rote Nasenspitze habe, im Karneval brauche ich mich gar nicht erst als Clown mit Pappnas zu kostümieren: wenn ich im Februar mit meiner Signalnase frierend am Straßenrand stehe, bin ich es schon so. Das habe ich allerdings schon lange nicht mehr gemacht. Nicht nur wegen der Nase.

Der Bus ist meine Rettung. „Linie 100“, das sagt Chiara fast jedes Mal am Telefon, „die musst du nehmen, wenn du mal in Berlin bist, das spart dir eine teure Stadtrundfahrt.“ Es war mir immer egal, aber manchmal gewinnen anscheinend überflüssige Informationen verspätet an Wichtigkeit, und jetzt bin ich froh, dass sich die blöde „100“ festgesetzt hat. Am Hardenbergplatz löse ich ein Ticket bei der BVG, der Bus kommt prompt und ich steige ein. Obwohl sich um mich herum Menschentrauben hindrängeln, schaffe ich es zu meiner Verwunderung, den begehrten Platz vorne im Oberdeck zu besetzen.

Zu Beginn wende ich mit den anderen Fahrgästen den Hals pflichtgemäß nach links oder rechts, je nachdem welche Sehenswürdigkeit gerade ins Blickfeld kommt. Um mich herum klickt und zoomt und raschelt es, unterbrochen von aufgeregten Zurufen, bei denen sich vor allem das ältere Ehepaar hinter mir hervortut, sie eine ondulierte Kugel, er Typ pensionierter Pädagoge. Sie übertrumpfen sich mit ihrem Bildungsbürgertum: „Die Gedächtniskirche!“ – „Ja, Schatz, ‚hohler Zahn‘ nennen sie die Berliner, lustig, was?“ – „Das Bauhaus-Archiv!“ – „Die Siegessäule, Schatz, mit der goldenen Else!“ – „Ah, da! Schloss Bellevue!“ - Und, nachdem der Bus ein Stück südlich der Spree am Rande des Tiergartens entlanggerollt ist, Jogger, Hunde und

Kinderwagenschieber überholt hat, schallt es im Duett: „Das Haus der Kulturen der Welt!“

Ich komme der Kugel auf dem Sitz hinter mir zuvor, drehe mich halb um und schaue ihr fest in die wasserblauen Augen: „Schwangere Auster!“ sage ich energisch. Ihr bleibt der Mund offen stehen, dem Lehrer entfährt ein kleines schadenfrohes Lachen. Bevor sie die Situation verarbeiten kann, schubst ihr Mann sie an, denn sie dürfen ja auf keinen Fall den Reichstag verpassen, diese Ikone deutschen Aufstiegs und Niedergangs und Aufstiegs und irgendwann wieder Niedergangs, diesen trutzigen Trumpf mit neumodischer gläserner Mütze, Deckhütchen demokratischer Transparenz auf dem Koloss preußischer Standhaftigkeit; da steht man sich doch gerne ein paar Stunden die Füße platt, um ins Allerheiligste der Demokratie zu gelangen, ein Widerspruch, denke ich, entweder heilig oder demokratisch, aber der Bürger muss doch so ein kleines Schaudern verspüren, wenn es schon mit der Kirche abwärts geht, da drinnen gewesen sein ist fast wie das Abendmahl, und der Kanzler ein Herodes in ständiger Angst um die Macht, der Außenminister ein zerknitterter Jesus, der verraten wird vom Judas in den eigenen Reihen, Maria die heilige Mutter der Opposition, und der Pilatus im Palast der neuen Republik wäscht sich die Hände in Spreewasser.

Op bläcke fööss nach Kölle jonn, denke ich. Barfuß nach Köln, besser als Sightseeing durch Berlin. Aber, tröste ich mich: et hätt noch schlimmer komme könne, der Trost währt nur kurz, denn es kommt schlimmer; nachdem das Ehepaar verschwunden ist, werden zwei völlig übermüdete und insofern quengelige Kinder mit dem pädagogisch wertvollen Hinweis hinter mich gesetzt, dass das aber zwei ganz tolle Plätze seien, und die

ebenfalls müden Eltern haben bald keine Energie mehr, die Kinder ruhig zu stellen und lassen sie schreien und hüpfen, als wir das Brandenburger Tor passieren, es ist ihnen in diesem Augenblick ziemlich egal, ob das irgendwie historisch ist oder war, dennoch, leichter Anflug von Rührseligkeit macht sich breit, am 1. November 1989, beugt sich die Frau zu den Kindern vor, da standen Papa und ich auch hier, da wart ihr noch gar nicht auf der Welt, da wurde die Stadt wieder eins und ein Jahr später dann Deutschland, das war mal getrennt nach dem Krieg; ich hab Hunger, mault Kind Nummer eins, ich muss Pipi, jammert Kind Nummer zwei, was sollen sie auch darauf sagen, sie wissen nicht, was Krieg bedeutet und Teilung, höchstens wenn sie ihre Gummibärchen teilen sollen, da merken sie, dass das Probleme gibt.

Ich kann sowieso nicht viel mit Kindern anfangen, schon gar nicht mit dem Quengelvolk hinter mir, obwohl sie mir auch Leid tun. Also setze ich den Diskman auf, höre ein bisschen Nirvana und dämpfe das Geschrei. Allmählich wird es wärmer hier oben, und ich rutsche tiefer in den Sitz, lasse wie im Kino das Panorama der lindenlosen Allee vorbeiziehen. Russische Botschaft, Oper, Museum, Lustgarten, Universität, Zeughaus, Dom ... Sandsteinquader, soweit das Auge blickt.

Gummibärchen. Haribo.

Du wohntest damals in Kessenich, als ich dich kennen lernte, nicht weit weg von der Fabrik, im größten Stadtteil von Bonn, der hat hier wahrscheinlich im Tiergarten Platz, denke ich. Wenn ich mit dem Fahrrad zu dir fuhr, ungern, weil ich lieber zu Fuß gehe, aber das war zu weit, und mit Bus war es zu umständlich, außerdem haben wir uns durch einen Fahrradunfall kennen gelernt, was es schon wieder romantisch machte, wenn

ich dann den kleinen Berg hinunterrollte und den engen, alten Teil des Veedels passiert hatte, hing, je nach Windrichtung, schon von weitem der süßliche Lakritzgeruch in der Luft. Im Herbst standen Familien Schlange, um zentnerweise Kastanien gegen Naschwerk einzutauschen, ein Pfund für einen Zentner oder so.

Du hattest ein riesiges buntes Herz aus Gummibären auf deinem Bett drapiert, vor dem ersten Mal. Statt Rosen, sagtest du, die könntest du dir nicht leisten ...

So war es, Lena. Und wenig später schenktest du mir 28 rote Rosen, für jeden Tag, den wir uns bis dahin kannten. Ich bedeckte deinen nackten Körper so mit den Blumen, dass deine Brustspitzen wie junge Knospen hervorragten und sich die geringelten Schamhaare zwischen die grünen Blätter schmiegen, ein kleines Vogelnest.

Ja, so war es, Goran. Die kleinen Feuer in deinen Augen funkelten heller als all die Kerzen, die du um das Bett herum entzündet hattest. Ich lag auf dem Altar deiner Anbetung, und doch -

Und doch was? Du hast dich mir hingegeben wie nie zuvor und nie mehr danach. Mit jeder Rose, die ich wieder fortnahm, entblätterte ich deinen Körper. Du strecktest deinen Hals, deine Brüste, deinen Unterleib meinen Händen entgegen, öffnetest deine Blüte meinem Mund ... Es war vollkommen.

Du verschweigst, dass ich dir ausgeliefert war. Die vielen Dornen ... ich musste es geschehen lassen nach deinem Plan. Und es war aufregend, ja, aber weißt du noch? Eine Dorne ritzte tief in mein Fleisch. Ich schrie auf, aber du hieltest mich fest, drücktest mich mit beiden Händen auf das Laken und lecktest dann

die rote Spur, die wie Menstruationsblut den Schenkel entlang nach innen rann. Ich glaube, dass du schon damals nicht nur meine Lust, sondern auch meinen Schmerz genossen hast ...

Der Bus hält plötzlich und fährt nicht weiter. Durch den unerwarteten Rhythmuswechsel schrecke ich hoch und registriere, dass ich in einer mir völlig unbekanntem Gegend bin: Hinten ragen Plattenbauten auf, manche farbig aufgepöppelt, rührende Kosmetik der mausgrauen Fassaden; die Nebenstraßen glänzen mit altem Kopfsteinpflaster. Also habe ich die ganzen Ossie-Sehenswürdigkeiten verpasst, Museumsinsel, Rotes Rathaus, Alex. – Nach ein paar Minuten fährt der Bus wieder los, in umgekehrter Richtung. Wir unterqueren die S-Bahn und fahren den Volkspark Friedrichshain entlang, und wir sind eben doch nicht in Mexiko oder New York oder auch nur London, sondern im bei allem Metropolengestrampele immer noch überschaubaren Berlin, das ist ja das Schöne, dass dieses Land nicht auf einen unverdaulichen Moloch geworfen ist, sondern in viele nette Häppchen aufgeteilt, und auch, wenn diese Stadt sich aufplustert, braucht sich jemand aus Hamburg oder München oder Köln noch lange nicht unter dem nächsten Kanaldeckel zu verstecken.

Ich rolle also jetzt rückwärts Berlin auf, starre zum Fernsehturm hoch, verrenke mir den Hals, um einen Blick auf das Rathaus und den Neptunbrunnen zu erhaschen, bin Ruck-Zuck über der Spreeinsel und denke mir, dass ich schon lange in keinem Museum mehr gewesen bin; wenn ich schon im Herzen Preußens stecke, sollte ich etwas für meine Bildung tun, die 100 rollt und hält und rollt; die Fahrgäste sind auswechselbar, interessieren mich nicht mehr, Paarungen aller Art, gesteppte Anoraks, billige

Fotoapparate, teure Cams, die Ergebnisse werden identisch sein: schlechte Winkel, langweilige Automatik, vages Licht, Reichstag oben und unten, Marx und Engels mit oder ohne Taube, meine Konzentration ist erschlafft, ich fühle mich, als sei ich die Strecke gelaufen und nicht gefahren und denke, wieso sind alle so begeistert und ich nörgele nur herum.

Wieder zurück am Bahnhof Zoo, bringe ich es nicht fertig aussteigen, denn dann müsste ich ein Ziel haben und genau das habe ich nicht. Also bleibe ich sitzen, das Ticket mittlerweile ungültig. Mein Architektur-Bildband fällt mir ein, ich habe ihn im Chaoshaus liegen gelassen, ich krame ihn virtuell heraus und blättere in den Seiten – Schinkel, der gute alte Klassiker, Neue Wache, Schauspielhaus, alte Schinken, denke ich, aber immerhin, in seiner Zeit hatte es ja was mit dieser schnörkellosen Römerherrlichkeit, dann einige Seiten später Bauhaus, Mies van der Rohe, nein, da hab ich jetzt keinen Bock, obwohl ich in meinen Fotos auch diese Funktionalität, die Klarheit und Geschlossenheit gesucht habe, aber ganz hinten, nach Daniel Libeskind, kommt Axel Schultes, ‚arcaic modernist‘, habe ich irgendwo gelesen, das ist schon eher mein Ding, ein Krematorium! Ganz archaisch, voller Symbolik, die wahrscheinlich nur die Toten am Beginn ihrer Seelenwanderung kapieren, mit den vielen Säulen und dem Licht in der Mitte, irre Idee, Leichenverbrennung künstlerisch zu zelebrieren, fragt sich nur, wie das die Angehörigen sehen, Stadt-Raum, Stadt-Traum, wie nett, dass der gleiche Schultes auch das Kanzleramt im Spreebogen gestaltet hat, Krematorium und Kanzleramt, die Kombination gefällt mir!

Ich schließe mein virtuelles Buch, weil ich Hunger und Durst habe und mir von dem ewigen Halten und wieder Anfahren allmählich schlecht wird.

Unter den Linden steige ich aus, der Asphalt unter mir rollt für ein paar Sekunden wie ein Fließband weiter, ich atme tief durch, bis ich wieder festen Boden unter den Füßen spüre, und registriere dann, dass ich an der Kreuzung zur berühmten Friedrichstraße stehe. Ich habe keine Ahnung, welche Richtung ich nehmen soll, und wende mich nordwärts, wie ich dem Stand der Sonne nach deute, die jetzt schon ziemlich tief im Westen steht. Schon bald ist klar, dass dies die falsche Richtung war, denn die Touristenströme nehmen deutlich ab. Immerhin ist vorne schon wieder die S-Bahn, ein Stück dahinter die Spree, ich laufe stur die Friedrichstraße entlang, mal sehen, wo die endet. Vielleicht gibt es ja kein Ende und ich werde durch die Stadt irren wie Ahasver, der ewige Jude, nie ankommen, so wie ich die letzten Jahre durch die Weltgeschichte geirrt bin und immer noch irren würde, wenn mein Konto nicht so gut wie leergeräumt wäre. Ich werde wieder Geld verdienen müssen, fragt sich nur, wie. So wie früher, wird es nicht möglich sein: Fotografiert habe ich in meinem früheren Leben.